



**Protokoll der Podiumsdiskussion anlässlich der Veranstaltung «Echoraum: Stadtraum-
konzept Hochschulgebiet Zürich Zentrum», vom 2. Mai 2017, Careum Auditorium,
Pestalozzistrasse 11, 8006 Zürich**

Teilnehmer Podiumsdiskussion:

Michael Güller, Güller Güller architecture urbanism

Monika Schenk, Hager Partner AG

Lukas Fischer, metron

Tanja Herdt, metron

Lukas Schweingruber, studio vulkan

Ute Schneider, KCAP

Michael Hengartner, Rektor UZH

Martin Waser, Präsident Spitalrat USZ

Beat Kientsch, Portfolio Management ETH

André Odermatt, Stadtrat Zürich, Vorsteher des Hochbaudepartements

Michael Baumer, Quartierverein Ober- und Unterstrass

Dave Meier, Co-Präsidium Verband Studierender UZH

Wilhelm Natrup, Chef Amt für Raumentwicklung, Kanton Zürich

1. Protokoll der Podiumsdiskussion

Teil 1 - Planungsteams

Roman Dellsperger begrüsst zum ersten Teil der Podiumsdiskussion Lukas Fischer, Tanja Herdt, Michael Güller, Monika Schenk, Lukas Schweingruber und Ute Schneider.

Die Erwartung an die heutige Veranstaltung «Echoraum» war, dass verschiedene Ideen, kritische Fragen, Ansprüche oder Hinweise eingebracht werden können. Was nehmen Sie von der heutigen Veranstaltung für die weitere Planung mit? Wo wurden Sie in Ihrem Ansatz gestärkt und inwiefern gab es Punkte, die in der Planung allenfalls nicht berücksichtigt worden sind?

Lukas Fischer: Ein wichtiger Faktor sind die publikumsorientierte Erdgeschossnutzungen. Diesbezüglich ging es uns vor allem auch darum, von den Teilnehmenden einen Input zu bekommen, was für Nutzungen im Quartier überhaupt als sinnvoll erachtet werden und welche Nutzungen überhaupt erwartet werden. Diesbezüglich haben wir spannende Inputs auch von Seiten der umliegenden Quartiere erhalten. Genannt wurde bspw. ein Gemeinschaftszentrum oder Kinderbetreuungsangebote im Bereich des Parks. Teilweise haben wir auch kritische Voten gehört im Stil von, «an diesen Ort will man ja sowieso nicht hingehen».

Ein wichtiger Hinweis war bspw. auch, dass der Raum nicht zu allen Tageszeiten gleich stark und in gleicher Art und Weise genutzt wird. Zu bedenken sind auch die Jahreszeiten, die einen Einfluss auf die Nutzung haben. Je nachdem ob Studierende in den Semesterferien sind oder nicht, wird die Nutzung unterschiedlich sein.

Daneben wurden auch Ideen, wie etwa ein möglicher Tiefbahnhof an der Durchmesserlinie angesprochen. Solche Ideen sind aus unserer Sicht eher weniger realistisch und gehen eigentlich über unsere Aufgabenstellung hinaus. Was die Verkehrserschliessung anbelangt, so wollen wir vor allem auf den Fuss- und Veloverkehr innerhalb des Gebiets fokussieren, weil es vor allem beim Fussverkehr einen Zuwachs braucht, um die Verkehrsproblematik überhaupt zu lösen.

Tanja Herdt: Ein interessanter Hinweis war, dass es bei den Erdgeschossnutzungen nicht nur Restaurants sein sollten. Es geht vor allem auch um ein Arbeitsplatzgebiet und die Leute, die in diesem Gebiet arbeiten.

Vertreter aus den Quartieren haben zudem darauf hingewiesen, dass sie im Prinzip in ihren angrenzenden Quartieren bereits alles vorfinden, was sie brauchen. Sie könnten daher eigentlich von einem Ausbau des Gebiets nicht weiter profitieren.

Ein interessanter Input war, dass die Institutionen ETH, UZH und USZ Angebote schaffen könnten, um ihre Arbeit zu präsentieren oder zugänglich zu machen, um andere Formen des Lernens und Arbeitens – bspw. Start-Up-Firmen – in ihre Strukturen zu integrieren. Von Studierenden kam der Hinweis, dass man eigentlich freier lernen möchte – ob nun im Sitzen oder Liegen ist ein anderes Thema. Gewünscht wurde ein Angebot im Freien, bspw. in Form von gedeckten Sitzplätzen oder der notwendigen technischen Infrastruktur. Dass dies eine mögliche Nutzungsform des Parks sein könnte, war für mich eine interessante Bereicherung.

Roman Dellsperger: Kommen wir nun zu Michael Güller und Monika Schenk und dem Planungsansatz ihres Teams: Etwas überspitzt gesagt, soll der Kern Ihres sogenannten «Rings»

praktisch verkehrsfrei sein. Wo fühlten Sie sich in Ihren Ideen bestätigt und inwiefern gab es auch kritische Rückmeldungen?

Michael Güller: Man kann es eigentlich nicht über eine Leiste schlagen. Die Meinungen zu bestimmten Ideen waren denn auch gegenteilig. Grundsätzlich teilten die Teilnehmenden die Vorstellung, dass es ein Gebiet ist, in dem die Fussläufigkeit eine sehr wichtige Rolle spielen muss. Das äussert sich einerseits dadurch, dass der Zugang für Fuss- und Veloverkehr von den umliegenden Quartieren ins Hochschulgebiet massiv verbessert bzw. vereinfacht werden muss, denn nur dadurch kann man grosse zusätzliche Kapazitäten schaffen. Andererseits ist die Fussläufigkeit im Planungsgebiet selber ebenfalls stark zu verbessern, damit die Leute, die von aussen zu Fuss kommen, sich im Gebiet auch einfach zu Fuss weiterbewegen können. Diesbezüglich muss die Durchlässigkeit erhöht werden, indem man Barrieren abbaut, Stützmauern entfernt, Topografiesprünge, Hecken oder auch die eine oder andere Terrasse – an der man zwar sehr stark hängt – durchlässiger gestaltet. Umgekehrt müssen sich dann nach Meinung der Teilnehmer der Diskussion auch die Gebäulichkeiten bzw. ihre öffentlichen Nutzungen zu diesen durchlässigen Räumen hin orientieren und öffnen. Öffentlichkeitswirksame Nutzungen, die von den Institutionen im Innenraum angesiedelt wurden, müssen an diese durchlässigen Räume gebracht werden.

Roman Dellsperger spricht die Problematik der Zufahrten, Zulieferungen etc. an, wenn konsequent auf den Langsamverkehr gesetzt wird. Wie gehen Sie mit dieser Problematik um?

Monika Schenk: Die Aussage, dass unser Planungsentwurf «praktisch verkehrsfrei» sei, war tatsächlich sehr überspitzt. Das ist keineswegs so. Es ist uns sehr bewusst, dass Zufahrten für Zulieferungen, Besucher usw. gewährleistet sein müssen, ebenso wie die Durchfahrt auf Rami-, Universtitäts- und Gloriastrasse. Ein weiterer Aspekt sind die Parkplätze für das Personal und Besucher des USZ, welches ja ein 24-Stunden-Betrieb ist. Falls diese Parkplätze nicht vollumfänglich im USZ selbst realisiert werden scheint es ganz wichtig, dass man sich in den Räumen, die man durchqueren muss, sicher fühlt, wenn man nachts zur Arbeit geht. Sie müssen also offen und beleuchtet sein. Nur so werden die Leute auch nachts durch den Park gehen.

Roman Dellsperger: Dann kommen wir noch zum dritten, interdisziplinären Planungsbüro in der Runde. Was nehmen Sie von der heutigen Diskussion mit den Teilnehmenden mit?

Lukas Schweingruber: Wenn man den Anspruch hat, dass die Institutionen bzw. das Angebot Teil des Quartiers sind, dann muss glaubwürdig dargelegt werden können, dass eine Person, die in Hottingen wohnt, sich vielleicht einmal mit einer Person aus Wiedikon am Abend im neuen Hochschulgebiet trifft. Das wäre quasi der Tatbeweis für die Belebung des Gebiets. Das heisst, wenn wir es schaffen, den Ort so attraktiv zu machen, dass sich Studierende oder Mitarbeiter der Institutionen oder Nachbarn aus anderen Quartieren sich einmal hier oben treffen, dann ändert das die Sicht auf das Hochschulquartier. Das ist die Herausforderung an die Glaubwürdigkeit dieser «Stadtschale». Diesbezüglich wird es sehr schnell konkret. Wir haben gemerkt, dass es einen klaren, sichtbaren Tatbeweis braucht, nämlich dass man gewillt ist, in das Hochschulquartier zu investieren, sodass es mehr bietet, als Lehre, Forschung und Gesundheitsversorgung. Das muss gelingen, und ich denke, es wird auch eine Herausforderung für uns sein, um die Plausibilität eines solchen Ziels darzustellen.

Roman Dellsperger: Angesprochen ist ein wichtiger Aspekt: Die Planungen gehen eigentlich nur soweit wie die Planungsfelder reichen. Die «Stadtschale» beinhaltet konkret auch den Strassenraum. Ist das gemeint, wenn von «investieren» die Rede ist?

Ute Schneider: Ja, aber nicht nur. Eine interessante Rückmeldung aus den umliegenden Quartieren war, dass es eigentlich genügend Nutzungen bzw. Angebote unten in der Stadt gibt und dass es eigentlich gar nichts mehr braucht. Unser Ansatz war, dass das Gebiet letztendlich als ein integrativer Bestandteil des städtischen Raums zu sehen ist und nicht nur als Hochschulquartier. Wie Lukas Schweingruber bereits angesprochen hat, besteht die Herausforderung darin, aus dem Hochschulquartier einen Ort innerhalb der Stadt zu machen.

Lukas Schweingruber: Das heisst, es besteht ein Bedürfnis, dass nicht nur in die eigentlichen Baufelder, sondern auch in den Stadtraum an sich investiert wird. Die Frage, wer diese Investitionen tätigen muss, dürfte interessant werden, denn es stellt sich dann auch die Frage, wer eigentlich von diesem Stadtraum profitiert. Das ist natürlich eine Frage, die wir nicht beantworten können. Aber schlussendlich besteht die Gefahr, dass es unterschiedliche Prioritäten gibt. Auf den Baufeldern des Gestaltungsplans ist der Druck sehr hoch, gleichzeitig sind bspw. die Bedenken bezüglich einer Umlegung einer Tramlinie auch sehr hoch. Und dann besteht die Gefahr, dass nichts passiert. Die Frage ist, welche Mittel man hat, damit eine paritätische Entwicklung stattfinden kann.

Ute Schneider: Im Moment stehen grundsätzlich erst die Baufelder des Gestaltungsplans. In den nächsten Monaten wird es darum gehen, die Räume, die wir jetzt bespielen, nämlich genau die Räume zwischen den Baufeldern, kontinuierlich mit den Baufeldern mit- und weiterzuentwickeln. Das wird natürlich auch finanzierungstechnische Fragen aufwerfen. Aus meiner Sicht ist dies aber matchentscheidend.

Roman Dellsperger: Gibt es Dinge, die Sie für Ihre Planung mitnehmen und die Sie bis zum Sommer noch konsequenter weiterverfolgen, hinsichtlich der Baufelder oder des öffentlichen Raums?

Ute Schneider: Ein Aspekt ist sicher die Frage nach dem Attraktor im Areal, der über das Areal hinaus wirkt und die Stadt ins Quartier bringt.

Teil 2 – Institutionen, Stadtrat, Studierende, Quartier

Roman Dellsperger begrüsst zum zweiten Teil der Podiumsdiskussion Michael Hengartner, Martin Waser und Beat Kientsch sowie André Odermatt, Dave Meier und Michael Baumer. Was nehmen Sie als Vertreter der drei Institutionen UZH, USZ und ETH mit? Gab es überraschende Momente?

Michael Hengartner: Ich habe die Veranstaltung als sehr nützlich empfunden. Es gab zwar jetzt nicht unbedingt Aspekte, bei denen ich gedacht habe, oh mein Gott, hätten wir das doch früher überlegt. Dass die Zugänglichkeit verbessert werden muss und die Fussgänger und der Veloverkehr noch verstärkt gefördert werden müssen, haben wir schon in der Vergangenheit diskutiert, wobei ich denke, dass nun auch gute Ansätze präsentiert worden sind.

Nochmals bestätigt worden ist der Wert des Parks. Man muss sich tatsächlich gut überlegen, was man damit machen will. Aus meiner Sicht muss der Park tagsüber für alle zugänglich sein. Es muss ein Park für das Spital, die Bevölkerung, die Mitarbeitenden und die Studierenden werden. Er muss lebendig sein und gleichzeitig vielschichtige Bedürfnisse abdecken. Das Projekt «Stadtschale» sieht etwa vor, dass ein Teil des Parks eher ruhiger ist und ein Teil eher für eine aktivere Nutzung vorgesehen ist. Ich könnte mir auch gut vorstellen, dort öffentliche Veranstaltungen durchzuführen. Es gibt bspw. ein Städtchen im Schwarzwald, das eine offene Kirche hat. Analog fände ich einen «offenen Hörsaal» eine absolut spannende Idee. Man könnte bspw. drei oder vier offene Agoras einplanen. Das sind Ansätze, die ich sehr spannend finde. Wirklich dramatische Pläne wie einen Tunnel oder eine Seilbahn wurden nicht vorgelegt, und das ist vielleicht auch gut so. Es geht darum, realistische und umsetzbare Lösungen zu finden.

Aus meiner Sicht braucht es nicht unbedingt Attraktionen, damit jemand von Hottingen ins Hochschulquartier kommt. Ich wäre schon froh, wenn die Leute, die hier arbeiten noch etwas verweilen und nicht quasi nach Hottingen gehen. Das wäre schon ein Gewinn. Ich wäre schon dankbar wenn sich einfach ein lebendiges Quartier entwickelt und nicht unbedingt eine neue Ausgehmeile.

Martin Waser: Es wurde nochmals deutlich, dass es gilt, das Ganze integral als Weiterentwicklung der Stadt zu begreifen und dass die Gebäude und der öffentliche Raum grundsätzlich ein einziges Thema sind. Das heisst, es gilt den Impuls der attraktiven öffentlichen Räume aufzunehmen, weil sie das Gebiet auch beleben.

Wir haben nun die Entwicklung des Hochschulgebiets miteinander erarbeitet. Es ist ja eher selten, dass sich der Kanton, die Stadt und die drei Institutionen in der strategischen Zielsetzungen einig sind. Hier ist dies aber der Fall, und ich denke, dass wir hier unbedingt dranbleiben müssen, um miteinander diese Entwicklung Hand in Hand voranzutreiben. Dabei spielt der öffentliche Raum eine wichtige Rolle. Es geht also darum, dass nicht nur teure Gebäude gebaut werden, sondern dass darüber hinaus in den öffentlichen Raum gedacht wird, damit der erwünschte Effekt auch eintritt.

Was mir immer stärker bewusst wird, ist, dass es hier oben gegen 20'000 Personen gibt, die hier regelmässig arbeiten. Es gibt nicht nur Studierende. Beim USZ arbeiten rund 8000 Personen. Das USZ hat einen 24-Stunden-Betrieb, 365 Tage im Jahr. Es kommen Besucher, die auch am Sonntag kommen. Das gilt es mitzunehmen. Das USZ bereitet bspw. auch über 4000 Mittagessen für das eigene Personal zu. Hier muss über eine Öffnung nachgedacht werden, sodass auch Aussenstehende zum Essen kommen können. Das könnte durchaus einen positiven Effekt auf das Quartier haben.

Ein weiterer Punkt ist, dass man die Erdgeschossnutzungen nicht irgendwo platziert. Sie müssen im Kontext mit dem öffentlichen Raum stehen und an den kritischen Orten sein, wo sich die Leute auch bewegen, weil es sowohl nach innen wie auch nach aussen spannend ist. Das sind Gedanken, die ich von der Veranstaltung mitnehme.

Beat Kientsch: Als ich vor einem Jahr dabei war, als es darum ging, die Wettbewerbsaufgabe zu formulieren, war mir klar, dass es sich um eine sehr komplexe Aufgabe handelt. Die Themen wie Verkehr, Topografie und Sozialraum sind abhängig voneinander. Alles unter einen Hut zu bringen, sodass ein funktionierender Lebensraum entsteht, ist relativ schwierig.

Ich habe nun gesehen, was während den letzten fünf Monaten entstanden ist und die Ergebnisse sind sehr erfreulich. Es handelt sich um drei ganz unterschiedliche Ansätze mit unter-

schiedlichen Perspektiven. Die Planer haben enorm viel geleistet und haben die Aufgabe von ganz verschiedenen Seiten angepackt. Es gibt den einen oder anderen spannenden Ansatz, den man weiterverfolgen kann. Es wurde bereits erwähnt: Der Sozialraum bzw. der öffentliche Raum wird dannzumal sozusagen auch der Lackmestest sein, wie gut die Planung wirklich war und umgesetzt wurde.

Entscheidend für den nächsten Schritt wird sein, wie man die Leitidee, die hier kreiert worden ist, umzusetzen gedenkt. Man darf dabei nicht vergessen, dass es sowohl beim USZ als auch bei der UZH und der ETH eine Reihe Projekte gibt, für die bald die Wettbewerbsphase startet. Diesbezüglich braucht es nun auch konkrete Vorgaben, was den öffentlichen Raum angeht. Die Schwierigkeit sehe ich darin, aus einer sehr umfangreichen, teilweise noch diffusen Leitidee heraus, einige kernige Leitsätze zu formulieren. Goethe wird das Zitat zugeschrieben, «Ich schreibe dir einen langen Brief, weil ich für einen kurzen keine Zeit habe». Hier ist genau das Umgekehrte gefordert, nämlich, diffuse Ideen auf prägnante Leitsätze einzudampfen, damit man konkrete Anhaltspunkte hat, an denen sich Projekte und Wettbewerbe orientieren können, sodass auch andere Planungsteams verstehen, was die grosse Leitidee ist.

Roman Dellsperger: Gibt es für Sie eine konkrete Leitidee, die Sie persönlich weiterverfolgen würden?

Beat Kientsch: Ich will an dieser Stelle keine Wertung vornehmen, Aber es gibt in allen drei Projekten Ansätze, die nun genauer angeschaut werden müssen und die eine wertvolle Basis für die weitere Arbeit bilden.

Roman Dellsperger: Wäre die Park-Idee, als grosszügige Verbindung mit dem öffentlichen Raum und Strassenraum eine solche Leitidee?

Beat Kientsch: Das ist ganz sicher eine tragende Idee. Was mir persönlich bei allen drei Projekten gefallen hat, ist der Ansatz, das Bild von offenen Institutionen zu transportieren. Bei allen Beiträgen wird versucht sich gegen den öffentlichen Raum hin zu öffnen und die Erdgeschossnutzungen so anzusiedeln, damit es nicht einfach geschlossene Mauern bzw. abgeschlossene Institutionen gibt. Das entspricht unserer Absicht.

Martin Waser: Bei einem der Beiträge wurde der Begriff «porös» verwendet. Das ist ein interessanter Ansatz, denn Porosität kann man nicht nur im Zusammenhang mit Fussgängern, die das Gebiet durchqueren, anstreben, sondern auch hinsichtlich der Gebäude und den Menschen, die in diesen arbeiten. Das ist eine Grundidee, die wir in den Wettbewerb einfließen lassen werden. Es soll also nicht einen Riegel quer durch das Quartier entstehen, sondern es braucht eine Durchlässigkeit. Das wird auch die Herausforderung für die Architektur und die Prozesse innerhalb der Gebäude sein. Da wollen wir auch neue Wege beschreiten. Das Spital muss in der Stadt sein und damit auch zugänglich bzw. durchquerbar.

Roman Dellsperger: Das bedeutet als, dass man einer Durchquerbarkeit auch angesichts der grossen Gebäudevolumen aufgeschlossen gegenüber steht.

Martin Waser: Wenn möglich, werden wir versuchen, das zu realisieren.

Roman Dellsperger: Es wurde gesagt, dass die Entwicklung des Quartiers Hand in Hand mit dem Kanton, der Stadt und den drei Institutionen geschehen muss. Es braucht die Infrastruk-

tur, die Investitionen, den Attraktor, damit ein Quartier entstehen kann, in dem man sich vielleicht auch nach der Arbeit trifft. Da muss die Stadt mitmachen, denn die Baufelder hören irgendwo auf. Wie sieht dies aus Sicht der Stadt Zürich aus?

André Odermatt: Wir sind schon seit geraumer Zeit gemeinsam unterwegs. Die vorliegenden Studienaufträge, in denen jetzt konkurrierend über das Gebiet nachgedacht worden ist, legen nun sozusagen ein eine Art Dach über das gesamte Gebiet. Dementsprechend braucht es eine Idee für das gesamte Quartier, denn weder ein super Leuchtturm-Spital noch ein super Gebäude der UZH am Standort Wässerwies wird das Gebiet herausheben können.

Ich habe die drei Entwürfe heute zum ersten Mal gesehen. Die ganz grosse Stärke ist, dass sie eben aufzeigen, was das Potenzial des Raums zwischen den eigentlichen Baufeldern ist. Von diesen Zwischenräumen können die Institutionen profitieren, aber auch die Quartierbewohner und die ganze Stadt. Ich denke, das Potenzial konnte sehr gut aufgezeigt werden. Das verdeutlicht nochmals die Chancen, welches dieses Generationenprojekt für dieses Areal eröffnet.

Damit verbunden ist aber auch die Frage, was es dazu braucht, damit das Ganze gut kommt. Ich glaube, dazu müssen wir weiterhin gemeinsam unterwegs sein. Das heisst auch, dass man sich im Lauf des Gesamtprojekts überlegen muss, was an den Grenzen des Gestaltungsplans bzw. in den Zwischenräumen jeweils passieren muss, damit das Gebiet schlussendlich als Ganzes funktioniert. Auch dazu habe ich interessante Ansätze gesehen, indem man sich überlegt hat, ob Bauten bspw. 2025 oder 2035 noch wie geplant funktionieren. Diese Überlegungen müssen aus meiner Sicht nochmals vertieft werden, und dann wird sich irgendwann auch die Frage der Finanzierung stellen. Und auch da müssen wir zusammenarbeiten, denn es kann nicht dem Geist der Gesamtplanung entsprechen, dass man dann die Stadt für die Finanzierung des Rests zur Kasse bittet. Das kann es nicht sein. Es würde auch der bisherigen Zusammenarbeit widersprechen. Nichtsdestotrotz wird man über die Finanzierung diskutieren müssen.

Roman Dellsperger stellt fest, dass sich die Finanzierungsfrage wohl nicht heute Abend klären lässt. Die Vertreter der Stadt, des Quartiers und der Studierenden haben die Beiträge heute zum ersten Mal zu Gesicht bekommen. Die Stadt hat am 27. März 2017 einen sogenannten Roundtable durchgeführt, wo auch Ideen abgeholt wurden. Sind diese Ideen in den Beiträgen drin? Haben Sie den Eindruck, dass etwas Wesentliches vergessen wurde?

André Odermatt verneint. Vieles das am Round-Table diskutiert worden ist, kommt auch in diesen Beiträgen vor, und zwar auch sehr deutlich. Ein Punkt ist sicher der Spitalpark, zu dem auch sehr klare Aussagen gemacht wurden. Darüber muss sicher noch nachgedacht werden. Zum gegebenen Zeitpunkt wird es sicher einen Wettbewerb für die Gestaltung des Parks geben, weil sich doch gezeigt hat, dass er gewissermassen ein bisschen das Herzstück des gesamten Areals ist. Im Zusammenhang mit dem Stichwort «Porosität» ist die Durchwegung anzusprechen. In den Diskussionen, die ich mitbekommen habe, war ebenfalls die Rede davon, dass die Riegel aufgehoben werden müssen. Das hat viel mit den Gebäuden zu tun und ist architektonisch eine schwierige Fragestellung. Aber man soll ja an schwierigen Fragen auch wachsen.

Intensiv diskutiert wurde auch die Frage der Strassenräume, und zwar weniger in verkehrstechnischer Hinsicht. Genannt wurde etwa die Sternwartstrasse und welche Funktion sie überhaupt übernehmen soll. Das Gleiche gilt für die Funktion der Rämistrasse, welche wohl auch in Zukunft neben der Gloriestrasse ein Hauptkorridor bleiben wird.

Gut abgedeckt ist auch das Thema der Erdgeschossnutzungen, wobei in Zukunft vielleicht noch verstärkt das Gespräch mit jemandem gesucht werden muss, der mehr von der Nutzung an sich kommt.

Was am Roundtable erwähnt wurde, war, dass es auch kleine Nischen braucht, damit ein Quartier lebendig bleibt. Es gibt bspw. an der Weinbergstrasse/Leonhardstrasse das Lokal «Kleine Freiheit». Das wäre ein möglicher Prototyp für eine Nische. Vielleicht braucht es neben den grossen Gedanken auch die kleinen, sodass solche Nischen zumindest nicht verunmöglicht werden.

Was mir aufgefallen ist heute Abend, ist das Thema der Vernetzung mit dem Quartier. Das hat einerseits mit dem Strassenraum, aber auch mit der Porosität der Gebäude zu tun, denn es treffen doch ziemliche Kontraste aufeinander. Das kann sehr reizvoll sein. Da gibt es aus meiner Sicht noch Potenzial, insbesondere in den Randzonen des Areals nochmals darüber nachzudenken.

Roman Dellsperger: Dann frage ich noch den Vertreter der Studierenden und den Vertreter der Quartiere Ober- und Unterstrass: Wenn Sie hier die Beiträge betrachten, passt das aus Ihrer Sicht? Hat man die Leitthemen getroffen? Sind der Park oder die Erdgeschossnutzung tatsächlich so zentrale Elemente?

Dave Meier: Wenn man die Uni Irchel anschaut, so ist dort der Park sicher ein zentrales Element. Wenn man nun den Spitalpark zu einem Quartierpark für alle machen könnte, dann sollte man diese Gelegenheit sicher nicht verpassen.

Am Roundtable war die Porosität ein grosses Thema, und ich glaube, es ist tatsächlich zentral, dass es nicht irgendwo einen Riegel hat, der das Ganze wie in einer Sackgasse abblockt.

Für die Studierenden sollte es möglich sein, den Park zu nutzen, bspw. zum Lernen, Sport oder Grillieren, sodass der Park auch lebendig wird. Wenn man aus dem Spital hinausschaut, möchte man vermutlich auch lieber einen lebendigen Park sehen.

Roman Dellsperger: Das entspricht auch der Vorstellung des Parks als einem Ort, wo man sich treffen kann und wo auch Begegnungen zwischen den verschiedenen Institutionen stattfinden können. Ist das Ihr Bild vom Uni-Park?

Dave Meier: Absolut. Wenn man mehr Grünflächen hat, wo man sich niederlassen kann, erleichtert dies sicher die Begegnungen. Es wäre dann nicht nur einfach ein Campus, sondern ein «Stadt-Gefühl-Campus», wenn Sie wissen was ich meine.

Roman Dellsperger: Wir wissen alle ungefähr, was Sie meinen, wir sind ja immer noch auf einer gewissen Abstraktionsstufe. Ich denke, dass wir uns nun aber doch an ein gewisses Leitthema herantasten, nämlich dass an diesem Ort, Zentrum, Park – wie immer man es nennen will – Begegnungen über die Grenzen hinweg stattfinden sollen und dass somit auch über die jeweiligen Grenzen hinaus geplant werden muss.

In welchem Projekt fühlen Sie sich am ehesten aufgehoben?

Dave Meier: Mir hat das Projekt vorne rechts gefallen (metron), das den Park in den Fokus rückt. Wichtig ist aus Sicht der Studierenden aber sicher auch, dass man schaut, wie die Studierenden vom HB hier hinauf gelangen – ob es nun eine Rolltreppenlösung ist oder etwas anderes. Ich denke, die Erschliessung ist zentral.

Roman Dellsperger: Das wird sicher eine zentrale Herausforderung, auch weil man noch nicht weiss, wie der Verkehr in 40 oder 50 Jahren aussehen wird. Nun zur Sicht aus dem Quartier: Ist das Projekt gut unterwegs?

Michael Baumer: Man muss sich natürlich die Zielsetzung vor Augen halten. Einzelne Quartierbewohner haben zum Ausdruck gebracht, dass es eigentlich schon alles hat und man nichts Zusätzliches braucht. Hier habe ich eine andere Meinung. Die Hochschulen und das Spital sind Teil der betroffenen Quartiere. Und es ist auch eine immense Chance, wenn man jetzt die Durchlässigkeit bzw. die Durchwegung des Hochschulquartiers fördert. Dazu habe ich einige interessante Ansätze gesehen, die man weiterverfolgen muss. Es steht und fällt aber sicherlich damit, ob es gelingt Nutzungen hier anzusiedeln, welche auch aus der angrenzenden Nachbarschaft genutzt werden. In Oberstrass hat es bspw. am meisten Leute vor dem Migros und Coop und vielleicht bei den Verpflegungsangeboten. Das sind sicher zentrale Nutzungen, die man allenfalls anbieten müsste – neben den speziellen Museums-Angeboten, die sich sonst nirgends finden. Es braucht Angebote, damit man überhaupt ins Hochschulquartier kommen will.

Was kaum funktionieren wird, ist einfach flächendeckend Erdgeschossnutzungen einzuführen, weil die Überlebenschance kleiner Geschäfte relativ klein ist. Da muss man sich überlegen, wo die Treffpunkte sind und wo sich die Leute konzentrieren.

Was den Spitalpark betrifft, so ist er heute aus meiner Wahrnehmung ein Privatpark des Spitals. Nur mit der Öffnung ist es aus meiner Sicht aber noch nicht getan. Hier muss man sich gut überlegen, wie die Zugänglichkeit gewährleistet wird und wie der Park gestaltet werden muss, sodass sich die Leute dort dann auch aufhalten. Hier braucht es sicher noch konkretere Vorstellungen.

Roman Dellsperger: Sie haben im Zusammenhang mit der Erdgeschossnutzung die Überlebensfähigkeit solcher kleinen Geschäfte angesprochen. Alle finden sie zwar gut, aber sie müssen auch überleben. Es wurde bspw. die Frage aufgeworfen, ob solche Läden überhaupt die Semesterferien überstehen könnten. Haben Sie konkrete Orte ausgemacht, wo man solche Erdgeschossnutzungen hinstellen könnte?

Michael Baumer: Ein Beitrag (vulkan) hat fünf Orte ausgewählt, die als mögliche Treffpunkte dienen könnten. Es braucht sicher eine Passantenlage, wo eben auch in den Semesterferien Betrieb ist und wohin Bewohner aus angrenzenden Quartieren vielleicht hingehen, um einzukaufen. Es braucht Angebote, die sowohl von den 20'000 Leuten auf dem Areal als auch von den Bewohnern der angrenzenden Quartiere genutzt werden können. Dann kann es schon funktionieren.

André Odermatt spricht die Erdgeschossnutzung an. Es braucht eine gewisse Ballung von Nutzungen und eine gewisse Dichte, damit es funktioniert. Die ETH ist bspw. daran, den Höggerberg zu beleben, und zwar relativ erfolgreich. Mittlerweile ist der Höggerberg doch auch an Sonntagen relativ gut belebt. Auf dem Höggerberg sind die Erdgeschossnutzungen sehr zentral angeordnet und daneben gibt es Bereiche, wo es dann eben nichts hat.

Roman Dellsperger: Die Idee kleiner Cluster wäre als Beispiel ein elementarer Aspekt. Wenn man dies als Leitthema verabschiedet, dann kann es sein, dass es unterschiedliche Baufelder

unterschiedlich betrifft. Allenfalls müssten gewisse Institutionen einen Schritt machen und dies auf ihren Baufeldern ermöglichen. Eine andere Institution wäre im Gegenzug aber nicht davon betroffen. Das heisst, es braucht quasi ein freiwilliges Commitment.

Martin Waser: Die fünf Partner müssen sicher konzeptionell an diesen Fragen weiterarbeiten. Dann wird es auch funktionieren. Sobald einzelne das Gefühl haben, sie müssen die Last alleine tragen, dann wird es nicht umgesetzt. Daher ist es sicher auch hilfreich, wenn von der Bevölkerung klare Signale kommen, was im Hochschulquartier gewünscht ist.

Roman Dellsperger bedankt sich bei den Teilnehmern der Podiumsdiskussion und übergibt das Wort zum Schluss an Wilhelm Natrup.

Wilhelm Natrup bedankt sich herzlich bei den Veranstaltungsteilnehmern. Ich habe die Veranstaltung als sehr fruchtbar empfunden und möchte den Ball nochmals aufnehmen: Alle Institutionen haben betont, dass es nur gemeinsam gehen wird. Wir haben in den letzten sieben Jahren sehr intensiv zusammengearbeitet, und ich bin sehr optimistisch. Heute wurde unter anderem auch gefragt, wer sich eigentlich um die Räume zwischen den Baufeldern kümmert. Wenn wir diesen Blick nicht hätten, dann hätten wir den heutigen Stand auch nicht erreicht. Es geht nur gemeinsam, wenn Stadt, Kanton und die drei Institutionen zusammenspannen. In dem Sinn ist Ihr Beitrag heute ganz wichtig gewesen. Herzlichen Dank!